

# Spurensuche

vorgenommen von  
Ingeborg Schuldt-Britting

*Georg Brittings Aufenthalte im Lechtal*

© Ingeborg Schuldt-Britting, Höhenmoos

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen und elektronischen  
Vervielfältigung und des auszugsweisen Abdrucks vorbehalten

Es war, genau genommen, nicht eben viel, was Britting mir vor Zeiten vom abgelegenen tiroler Lechtal erzählt hatte – seine Aufenthalte dort lagen damals schon ein Jahrzehnt und länger zurück – er hatte nichts weiter getan als Bilder einer Landschaft heraufzuholen, die ihn beglückt hatte; vom glasklaren Wasser des Lech war die Rede gewesen, von einer überdachten alten Brücke, und der nach Holz duftenden Stube, in der er gewohnt. Ein halbes Dutzend aufbewahrter alter Ansichtskarten vervollständigten seine Schilderungen; sie lagen bis zu seinem Tod in einer Schublade seines Schreibtischs. Eine davon wurde für das Titelblatt verwendet.

Dies Wenige also blieb bei mir über ein halbes Jahrhundert hin haften. Vor allem die Namen der Ortschaften, die er genannt, hatten meine Phantasie gefangen genommen und nie mehr losgelassen: Es gab ein Seitental des Lech das Namlos hieß und einen gleichnamigen Berg; es gab den hochgelegenen Ort Gramais, wo der Pfarrer, bei dem Britting wohnte, gleichzeitig Wirt war, und die Forellen, die er mittags seinem Gast vorsetzte, kurz zuvor im nahegelegenen Bach mit der Hand gefangen hatte. Die Dörfer im Tal hießen Häselger, Holzgau und Elbigenalp, und es war von einem Berg die Rede mit dem schönen Namen Thaneller. Der findet sich zum erstenmal in Brittings 1927 erscheinendem Prosaband „Michael und das Fräulein“ als Titel einer Erzählung, und von Elbigenalp erfuhr ich, Britting habe dort im Sommer 1929 binnen vier Wochen seinen „Hamlet“-Roman niedergeschrieben: *In einem wunderbaren Bauernhaus, voll Heuduft*.

Im Sommer des Jahrs 2000 erfüllte ich mir den Wunsch, das Lechtal kennen zu lernen. Bei weiß-blauem Himmel war die Autofahrt über Bad Tölz, Kloster Ettal und am Ufer des stillen Plansees entlang, ein schöner Auftakt. Kurz darauf erreicht man den ansehnlichen und seiner Lage wegen bedeutenden Tiroler Grenzort Reutte und damit den Lech. Die Freundlichkeit der dortigen Bevölkerung lobte schon

mancher Durchreisende (las ich), dem, von Bayern kommend, nicht nur die andere Mundart gefiel, sondern auch die größere Umgänglichkeit der Leute. Trotz des lebhaften Verkehrs bewegt man sich mit Vergnügen in den Hauptstraßen des Orts mit ihren hübschen und gepflegten Bürgerhäusern und freut sich schon am Äußeren der zahlreichen stattlichen Gasthöfe. Die Forellen, die wir dann im „Mohren“ vorgesetzt bekommen, bestätigen uns, daß der Ruf der guten Tiroler Küche nach wie vor zu Recht besteht. Als ich unsere Wirtin auf die vielen Besucher anspreche, die es im Ort gebe, meinte sie, das seien nicht etwa lauter Fremde, wie wir dächten, sondern vor allem Einheimische, die aus den Tälern, und das seien ja viele, zum Einkauf nach Reutte kommen, weil nur hier ihre Bedürfnisse nach Kleidung, ärztlicher Hilfe oder modernen technischen Gebrauchswaren befriedigt würden.

Spurensuche: Für den Zugreisenden Britting ist vor 75 Jahren in Reutte Endstation gewesen. Er hat einige Sommerurlaube in den Jahren 1924 bis 1929 im Lechtal verbracht, und wird von München aus über Garmisch-Partenkirchen gefahren sein und dort die Außerfernbahn genommen haben, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts (als eine der ersten Bahnlinien elektrifiziert) Bayern mit Tirol verbindet. Die Weiterfahrt nach Elbigenalp oder Holzgau (einmal täglich) mit der gelben Postkutsche, der Pferde vorgespannt waren, dauerte auf schlechten Strassen sechs oder sieben Stunden. Aber einmal zumindest muß Britting auch in Reutte selbst Quartier genommen haben, denn von hier aus führten und führen die Wanderwege (entweder über Rieden, oder über Heiterwang und Berwang) zum Fuße des Thaneller, den er bestiegen hat. Es sei der am frühesten touristisch erstiegene Gipfel (2343 m) der Lechtaler Alpen, las ich in einem Handbuch.

[...] *Morgen mit der geliebten Frau, mit der brauen Frau, aufwärts durch das Kellergrün und Kellerfeucht der Wälder, über den hölzernen Wildbachsteg, während aus der Blattwirnis die*

*Augen der Erdbeeren funkeln! Und wo bei der Biegung der Weg  
lanzengerade in den Äther hinaus will, glimmert vor uns der  
urgraue Stein der Felswand betäubend und rauchend. Morgen!*  
[...] (Erstfassung 1924) S.23

Brittings Lechtal, weiß ich nun seit langem, war für ihn nicht nur Naturerlebnis, nicht Abenteuer wie die Reise nach Bosnien und Albanien, der damals über Dreißigjährige ist – wohl über Jahre hin – in eine Beziehung verstrickt gewesen, die nicht aufging und lang nachwirkte. Der Torso „Das Märchen von der goldenen Frau im Lechtal“, zwischen 1926 und 1930 in Teilen publiziert („Neue Linie“, „Vossische Zeitung“ u.a.) gibt darüber bruchstückhaft Auskunft. Der Text verschwand aus Britting Mapped, fiel der Vernichtung anheim und kam erst durch die Gesamtausgabe 1989 wieder ans Licht. Zwei Gedichte, die in diesen Jahren entstanden, hielt Britting lange Zeit unter Verschluss: „Die Ehebrecherin“ S.20 und „Im Lechtal“ S. 19. Das erstere gab er 1956 zur Publikation im „Jahresring“ frei, „Im Lechtal“ (*Braune Frau, an deinen roten Haaren, häng ich am Galgen dieser Tage!...*) war 1927 in der „Frankfurter Zeitung“ erschienen, aber in keinen Gedichtband aufgenommen worden; als Britting zwischen 1957 und 1961 für die Nymphenburger Verlagshandlung seine erste Gesamtausgabe zusammenstellte, reihte er beide Gedichte zeitlich ein, wie auch das 1939 ausschließlich im „Simplissimus“ veröffentlicht gewesene Gedicht „Der Minnesänger“ S.22, das als drittes aus dieser Periode dazu zu gehören scheint.

Der heutige Reisende durchfährt das Lechtal von Reutte aus (das aber erst nach dem Dorf Weissenbach so genannt wird) auf guten Straßen je nach der Eile, die er hat, in einer knappen Stunde, bis er zu den zwei größten und stattlichsten Ortschaften des oberen Tales kommt: Elbigenalp und Holzgau. Sie haben eine erzählenswerte Geschichte, die aber schon zu Brittings Zeiten verblaßt war. Einige der mutigen und entschlossenen Bauernfamilien, die, wie in

ihrer Gegend damals üblich, den Anbau von Raps betrieben, kamen zwischen 1780 und 1820 zu Reichtum und Wohlstand. Und das kam so: Sie versuchten sich als Hausierer, packten die von ihnen gefertigten Stoffe und Garne aus Raps in Taschen und Beutel und gingen auf Wanderschaft, verließen die Heimat. Ludwig Steub, der Chronist, berichtet in seinem Band „Drei Sommer in Tirol“ im Jahr 1842 darüber, als die Glanzzeit der Lechtaler bereits der Vergangenheit angehörte:

Hier oben also in der Alpenhöhe liegen Dörfer, von denen bis jetzt die wenigsten Touristen erzählt haben [...]. Dörfer oder besser Städte, wo unbemerkt von der Welt, durch seltene Betriebsamkeit und seltenes Glück märchenhafte Reichtümer zusammengebracht worden und Familien entstanden sind, die halbe Millionen besaßen. Diesen obern Lechtalern hat nämlich die Natur ein eigenes Talent für den Schnittwarenhandel verliehen, und darauf vertrauend gingen sie, oft ohne lesen und schreiben zu können, dem Lauf der Wasser nach, kamen am Rhein hinunter bis Holland und schifften bis Neu-York, thaten sich überall hervor, errichteten überall ihre Lager, erwarben Hunderttausende und kehrten ehemals mit den Ducatensäcken, wie die reichen Grödner und die Engadeiner, wieder ins grüne Wiesenthal zurück, um dort ihre alten Tage zu verleben....So entstanden weit hinten im Gebirge auf grünen offenen Fluren, zu denen der Zugang durch unscheinbare Alpendörfchen führt, jene prächtigen Häuser, jene stattlichen Gassen, die dem Fremden so überraschend entgegen-treten [...].

Um erst einmal vom Ursprung des Lech zu reden: In Voralberg entspringen zwei Quellbäche (Formannbach und Spullerbach), die sich nach etwa sechs Kilometern westlich von Lech am Arlberg (1450 m) zu dem Fluß vereinigen, dem er Ort seinen Namen verdankt. Von dort aus fließt er, der Lech, zunächst in nordöstlicher Richtung südlich an Warth vorbei und setzt seinen Lauf, in einem schmalen Flußbett noch, aber weiterhin gespeist von vielen Bächen, die aus den ihn begleitenden Gebirgsketten mit ihren über 2000 m hohen Bergen kommen, in östlicher Richtung bis nach Holzgau fort. Hier, in über 1100 m Höhe weitet sich

das Tal zu einer ungefähr fünfhundert Meter breiten Talsohle aus, die sich, nun wieder in nordöstlicher Richtung, bis zum etwa 45 km entfernten Reutte, das noch 800 m hochliegt, fortsetzt. Das Gefälle ist also nicht allzu groß und der Lech hält sich auf seinem Weg immer am Rande der Talsohle, entweder auf der rechten oder der linken Seite, als suche er Schutz bei den zu beiden Seiten steil aufragenden Gebirgsketten: nordwestlich sind es die Allgäuer-, südöstlich die Lechtaler Alpen. An seinen Ufern haben sich breite Wälle gebildet, und sind wohl auch von den Bewohnern als Schutz vor Überschwemmungen angelegt worden, die mit Bäumen und Buschwerk bewachsen, den parallel zum Fluß verlaufenden Wegen Schatten geben. So erreicht man bequem zu Fuß, dem Lauf des Flußes folgend, von Holzgau aus die Orte Bach, Elbigenalp, Häselger, Elmen, Stanzach, Forchach und Weissenbach. Von jedem dieser Orte gehen in südlicher oder nördlicher Richtung noch unberührte Seitentäler ab – eines davon ist das Gramaistal – die nicht viel anders aussehen als Britting sie zu seiner Zeit vorgefunden hat. Das Tal war immer dünn besiedelt und zählte nach dem 1. Weltkrieg etwa 4400 Seelen. Heute werden es vielleicht doppelt so viele sein.

Überraschend die Geräumigkeit des Marktplatzes von Holzgau, fast ist er etwas zu groß für den heutigen Zuschnitt des Orts. Er trägt noch Merkmale jener guten alten Zeit, in der die Bewohner reicher als heute gewesen sind. Hübsche Häuser mit der in Bayern und Tirol beheimateten Lüftlmalerei finden sich, bei nicht wenigen von ihnen mit der einst vom Ausland mitgebrachten und für das obere Lechtal charakteristisch gewordenen Bemalung der Hausfassaden zusätzlich mit Säulen und Portikussen. (Eines dieser modernisierten Häuser zeigt die unten stehende Abbildung.) Wir machten uns auf die Suche nach dem Gasthof Bräu, in welchen Britting sich Mitte der zwanziger Jahre bei einer Familie Bischof eingemietet hatte, fanden ihn auch gleich, zwischen Marktplatz und der ein wenig

höher gelegenen Kirche, etwas umgebaut und nicht mehr so ansehnlich wie auf der alten Abbildung. Er dient jetzt anderen Zwecken. Britting muß sich mit den Wirtsleuten gut verstanden haben, wenn sie ihm noch Jahre später diese originelle, hier abgebildete Karte in die Sternstraße schickten.



Wäre unsere Spurensuche ein paar Jahre früher erfolgt, hätten wir mit der alten Frau Bischof, die 97 Jahre alt geworden ist, noch reden können, sagte uns der Wirt der





„Neuen Post“, in der wir Quartier nahmen. Die „Neue Post“ war einst die „Alte Post“ bis sie 1927 abbrannte; seit ihrem Wiederaufbau ist sie die „Neue Post“. Ein paar Lichter hätte uns die alte Dame, die damalige Wirtin des Gasthofs „Zum Bräu“, vielleicht aufsetzen können, wie der Umgang zwischen ihrem Mann, dem Schreiber der Postkarte, und Britting gewesen ist.

Bei unseren weiteren Spaziergängen in Holzgau und Elbigentalp entdeckten wir zu unserer Genugtuung noch ein paar alte, der Modernisierung entkommene Bauernhäuser mit jenen großen Holzveranden, auf denen es sich auch bei Regenwetter angenehm sitzen läßt. Ein verregneter Vormittag auf solch einer Veranda zeugte einen jener Texte, deren intensives Spiel mit der Metaphorik die Qualität des frühen Britting ausmachen: „Regen“ S.28, im Jahr 1926 in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht. (In späteren Abdrucken unter dem Titel „Um ein Spiel der Natur“ publiziert.)



Das Elbigenalper Tal, um es so zu nennen, mit seinen weiten grünen Wiesen, seinen es begrenzenden hohen Bergen und seinem Fluß, hat sich durch seine Abgelegenheit eine Harmonie bewahrt, die nicht mehr häufig zu finden ist in unserer von Verkehr, Handel und Industrie beherrschten Natur. Natürlich geht man auch hier mit der Zeit, so ist eine der Haupteinnahmequellen der heutigen Lechtaler neben dem Fremdenverkehr das Schnitzhandwerk (die Schnitzschulen wachsen wie Pilze aus dem Boden, hat man den Eindruck) und da findet sich viel Kitsch. Unverändert stehen noch die alten Dorfkirchen. Sankt Nikolaus von Elbigenalp ist die älteste im Tal, sie war, wie Steub schreibt, ursprünglich „nach Sankt Mang in Füßen eingepfarrt“, bekam aber bereits im 14. Jahrhundert einen ständigen Pfarrer. Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Kirche erweitert und barockisiert, hat aber ihren gotischen Turm behalten. Der rechteckige Innenraum ist mit dem Fresko eines bekannten Stukkateurs aus Reutte, Johann Jakob Zeiler, geschmückt. In der Nordost-Ecke des Friedhofs steht klein und bescheiden die um 1400 erbaute Totenkapelle Sankt Martin. Wir hatten Glück, daß sie zugänglich war. Seitlich der alten Holztüre, durch die man eintritt, ist eine Gedenktafel für den hier im Ortsteil Obergiebeln als Kind armer Häusler geborenen Landschaftsmaler Josef Anton Koch (1768-1839) angebracht, der einst auf dem Fußweg über den St.Gotthard Rom erreichte, sich dort niederließ, ein Mädchen aus Olevano zur Frau nahm und mit Ausnahme einiger Jahre in Wien zur Zeit des Kongresses bis zu seinem Tod in Rom ganz seiner Kunst lebte.

Das Innere des niedrigen doppelgeschossigen Karners (S.13) mit einer gewölbten hölzernen Tonnendecke besitzt Reste von gotischen Fresken, die Szenen aus dem Leben der Heiligen Magdalena darstellen und – das war nun eine Überraschung – einen Totentanz-Zyklus! Steigt man ein paar Stufen hinab, steht man vor den Gebeinen. Bis vor 50 Jahren, erzählt uns ein Einheimischer, lagen die Knochen

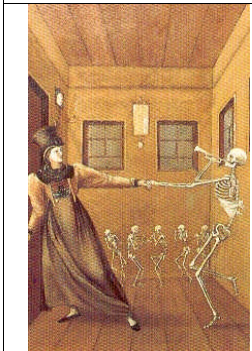
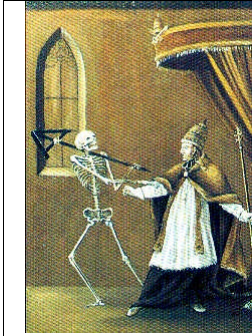
dort noch offen aufgehäuft. Da sich aber die Jugend hin und wieder den Scherz erlaubt hatte in der Fastnachtszeit mit einem der leicht zu entwendenden Totenköpfe, in welche sie brennende Kerzen steckte, zum Gaudium der anderen durch den Ort zu laufen, wurde der Knochenberg mit einem Gitter geschützt.

Ob Britting den Elbigenalper Toten-tanz kannte, weiß ich nicht; wenn ich an seine Gewohnheiten denke, nehme ich eher an, daß er Kirche und Kapelle aufgesucht hat. Anton Falgers Totentanz aus dem Jahr 1840, der mehr Volkstümliches als Grausiges hat, besteht aus 18 Bildern, die in mittelalterlicher Tradition Gestalttypen wie Mutter, Braut, Bettler, König, Papst, Bürger, Soldat, Künstler usw. darstellen, erinnernd an die Pest, den „schwarzen Tod“, der im Jahre 1635 die Gegend heimgesucht hatte. (S.14)

Den Elbigenalpern ist ihr Landsmann Falger im Gedächtnis geblieben, denn auf ihn gehen die heutigen Schnitzschulen zurück.

Er kam als junger Mann nach München, wurde Graveur bei der Bayerischen Steuerkataster-.





Comission und war anschließend einige Jahre in Weimar im Bertuchschchen Institut beschäftigt. Dann kehrte er in seine Heimat zurück, heiratete eine Lechthalerin und wirkte von da an, wie Steub schreibt, „ungestört von aller Nebenbuhlerschaft für die ästhetische Erziehung der Lechthaler“. Er errichtete eine Zeichenschule, die später in eine Stukkateurschule überging und verwaltete in seinem Haus, das einem Museum glich, auch die von ihm zusammengetragene Historie seines Tales, und überließ alles testamentarisch der Gemeinde.

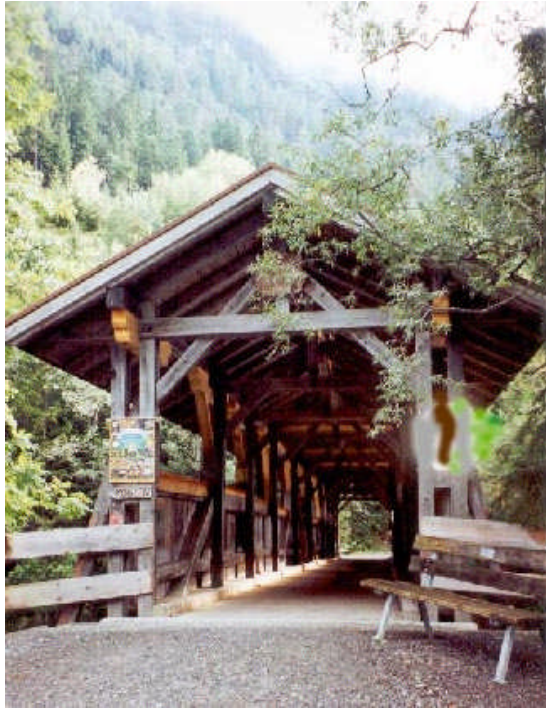
Zwischen Holzgau und Elbigenalp waren wir an eine Wegstelle gekommen, wo sich der Lech nicht hinter Gebüsch versteckt, vielmehr einsichtig ist und ein Bild bietet, das uns reizte anzuhalten und die Böschung hinunter zu klettern. Wir standen nun auf einer Art Landzunge, man konnte sie auch Halbinsel nennen, rundherum wucherte Unkraut, aber es gab auch eine Bank, und ein Stückchen gemähter Wiese, und: *der Fluß rauschte wild vorbei, über Steinblöcke schäumend*. Könnte dieser Platz hier nicht die Szenerie für Brittings „Erbbegrabnis am Lech“ abgegeben haben? :

*Ein schöner Tag wars und sommerlich heiß. Blau und seidig war der Himmel, hoch stieg vor ihnen der Berg hinan, andere daneben. Die beiden waren gern und nicht zum erstenmal auf der Landzunge, die sich in den Lech hineinschob, eine Insel fast wars, voll Gestrüpp. Die Brennesseln eiferten, das ganze Stück Land sich untertan zu machen, halb gehörte es ihnen schon. Die andere Hälfte gehörte den gelben Königskerzen. Der Fluß rauschte wild vorbei, über Steinblöcke schäumend  
....*

Ursprünglich handelte es sich um eine ‚Anekdote‘, die Britting für den *Simplicissimus* geschrieben hatte, wo sie im Mai 1927 erschien. Die Szene mit der ihm bekannten Malerin, die mit ihrem Sohn im selben Gasthof wie er im

Lechtal wohnte, hatte er erlebt, und sie schmucklos aber pointiert beschrieben. (S.32) Der Text blieb liegen, war aber nicht vergessen. Über zwanzig Jahre später wurde daraus eine kurze dichte Prosa, die das Feuilleton der ‚Süddeutschen Zeitung‘ unter dem Titel „Das Erbbegräbnis am Lech“ (S.30) im August 1950 brachte. Der versöhnliche Schluß erschien dem älter Gewordenen wohl zusagender, poetischer.

Das alte Bauernhaus in Elbigenalp, in dem Britting seinen „Hamlet“ schrieb, würde wohl auch noch zu finden sein, aber man muß es nicht suchen. Das Dorf hat seine Struktur behalten. Wie jener Karl in der „Geschichte von der goldenen Frau im Lechtal“ würde man noch heute als Treffpunkt die holzdachgeschützte Brücke über den Lech wählen, denn es gibt sie noch, wie auch den steinernen Damm und die braune Kuh mit der schallenden Glocke am breiten Lederband. Und der die Stille durchdringende leise Ton vom grasrumpfenden Kuhmaul ist noch hören, ebenso das Summen der Hummel, die, wie so oft bei Britting, die Handlung dramatisch- usikalisch begleitet. Wer genau hinschaut, wird auf den Steinen am Lech jenes Mädchen sehen, auf dessen Stirn das Haar wie eine schwarzlackierte Arabeske fällt. Oder er wird auf jenem alten Sommerbild des Titelblatts zwischen den Heubündeln einen Augenblick lang den klugen Raben entdecken, der Britting in der Mittagsstunde eines heißen Augusttages im Jahr 1929 zum Narren hielt. (S.33) Mit der Fertigstellung des Romans war sein Abschied vom Lechtal gekommen. Ein Jahr darauf unternahm er seine Balkanreise und deren Erlebnisse und Erfahrungen beeinflussten stark die Themen seiner künftigen Erzählungen.







*Im Lechtal*

Braune Frau, an deinen roten Haaren  
Häng ich am Galgen dieser Tage!  
Wolken wehen hin und her in Scharen  
Und vom Schlage

Des Kuckucks dröhnt das Lechtal.  
Strampelnd wie ein aufgeregter  
Hampelmann, ein windbewegter  
Delinquent am Galgenpfahl,  
Hör ich noch des Kuckucks Schrei.

Hier ist der Steg, wo die Forellen waren.  
Wer kann sein Herz vor Liebesschmach bewahren?

Und während, wie Ameisenscharen,  
Mir gemeinen Henkertodes  
Schauer durch die Kniee fahren,  
Brumm ich wackelnd mit des Leches Melodei.

## *Die Ehebrecherin*

Wie die ungetreue Frau  
Durch die Felder rennt!  
Und zu ihren Füßen brennt  
Rot vom Klee die grüne Au,  
Rot wie ihre Sünde!

Weiß stürzt durch die schwarze Schlucht  
Der ungestüme Wasserfall.  
Wo er um den Felsen sprüht,  
Frech am Strauch die Beere glüht,  
Fett und prall,  
Rot wie ihre Sünde!

Wie sie aus der Waldschlucht flieht,  
Geisterhaft vom Specht durchhämmert,  
Liegt vor ihr der Wiesengrund,  
Drauf der erste Nebel dämmert.  
Will schon finster werden und  
Am Himmel fährt des Mondes Boot  
Silbern hin durchs fahle Rot,  
Abendrot,  
Rot wie ihre Sünde!

Auf dem Turm die Zwiebelhaube,  
Droben dort, blühweiß am Hang,  
Eine kleine Kirche hockt,  
Die zur Reu die Sünder lockt.

Vor der Türe eine Taube,  
Ängstlich fliegt sie gleich davon  
Vorm wilden Ton vom roten Rock  
Der ungetreuen Frau.

Schrecklich durch das kühle Dunkel,  
Rötlich überm Goldgefunkel  
Glüht des ewigen Lichtes Schimmer  
Wie ein lüstern Aug sie an.  
Betten will sie, doch sie kann  
Es nimmer:

Allzu zärtlich  
Glänzen ihr die schönen Engel  
Mit den weißen Knabenhüften,  
Dran die Hemdlein unkeusch flattern.  
Offen sind der Hölle Schlünde  
Und wie ausgespien aus Klüften,  
Züngelnd, eine Schar von Nattern,  
Bricht wild über sie herein  
Roter, roter Flammenschein,  
Rot wie ihre Sünde!

*Der Minnesänger*

Warum soll ich dein rotes Haar besingen  
Und zimperlich von andern Dingen schweigen?  
Ich könnte sagen, daß wie Falterschwingen  
Deine Wimpern auf und nieder steigen.

Von deinem Knie, von deinem Fuße  
Könnt ich vertraulich sprechen,  
Von dem Verborgnen unter deiner Bluse  
Doch eher will ich mir die Zung abbrechen,

Als lang zu schwätzen von Banalem.  
Kurz: deine Brust ist weiß und rund,  
Auch hast du einen schön geschwungenen Mund  
Ich einen Nachgeschmack von Schalem  
Und ein Lachen tief im Schlund.

Als Minnesänger geb ich davon Kund.

**B**ayerische Vorkriegsinfanterie, blau und rot, mit blauem Rock und rotem Kragen, aber weißen Hosen, langen, weißen, flatternden Paradehosen, und mit roten Gesichtern und roten glänzenden Specknackern marschiert auf dem Platz vor dem steinernen Säulentempel auf. Die blau und rot und weiß schimmernden Rechtecke sind wie Zündholzschachteln, die spielend hin und her geschoben werden, und wenn ein Leutnantsdegen blitzt, oder eine Bajonettspitze da und dort, so ists, als würde ein Schwefelholz entflammt. Von oben, wo ich stehe, zwischen den Säulen des Tempels, und an eine der Säulen gelehnt, die heiß ist und körnig wie frischgebackenes Brot, schau ich das Wirken einer unsichtbaren Macht, die Längs- und Querstäbe zusammenzwingt, und als Ruhe in die Kolonnen gekommen ist, eine grelle Stimme wie eine Feuerlerche hoch über die Truppen und in den Himmel steigt, und dann alles unbeweglich verharrt, nur mein Auge sich dreht: da ist das riesige M einer schönen Antiqua auf den Platz hingeschrieben. Wie aus einem Kasten der Setzer hat ein greiser, ordenklirrender Helmträger das M genommen, und da steht es nun. Es ist ein kriegerisches M, eine lebendige Letter, und keine könnte eroberischer und waghalsiger und frecher und räuberischer sein, als das große lebende M auf dem Platz vor dem Säulentempel.

In den Sockel der Trajanssäule in Rom ist dieses M eingegraben, dieses kampflustige Eroberer – M, aus dem Geist eines kriegerischen Volkes geboren, und in jedem starken Buch marschiert es, und das A und das O und das Z marschieren mit, in vorwärtsdrängenden, schwarzen Buchstabenkolonnen, wild beflügelt, als stünde hinter der letzten Buchseite der Dichter und trommelte einen heftigen Wirbel, einen ins Blut gehenden Wirbel, daß die Lettern eilen und stürmen müssen zum Ziel.

Der General mit dem weißen Schnurrbart öffnet wieder den Mund. Das Schnurrbartgebüsch rauscht und wogt, das ist das Nest der Feuerlerche, die nun wieder grell aufsteigt und singt. Die Balken und Beine des M lösen sich voneinander, schieben sich hintereinander, zu einem dicken Strich, zu einer Raupe, zu einem Tausendfüßler, der nun über den heißen Platz kriecht und durchs Tor hindurch und hinweg.

Drei Schritte, und da bin ich im Bauch des Tempels; in dem aber kein sanfter Christengott verehrt wird, und kein heidnisch nackter und wilder der Vorzeit, nur Bilder und wieder Bilder hängen hier, goldgerahmt, und blau und rot strahlt es auch hier von den Wänden, und der Blutwurm, der noch eben draußen durchs heiße Tor rasselte, ist auf einen andern Wurm gestoßen, blutrot und blau wie er, und dampfend haben sie sich nun ineinander verbissen und verknäueln, zur Alexanderschlacht, wie sie der große bayrische Mann und Künstler Altdorfer gemalt hat. Und über den Kämpfenden, über einer phantastischen Landschaft unter einer prangenden Sonne, über Qualm und Schrei schwebt eine gelassene epische Tafel und sagt in einer harten und straffen Schrift – Antiqua nennt sie der Buchdrucker –, daß Alexander, der raublustige Mazedone, und Darius, der Perserkönig, mit ihren Heeren da unten, tief da unten, in der tiefen Ebene des Geschehens, gegeneinanderstürmen.

Der sonnenflirrende Platz ist leer, und der General reitet über den leeren Platz, und sein weißer Schnauzbar ist ein Schnauzbar und kein Lerchennest, und er wackelt mit dem Greisenkopf, und als er sieht, wie ich, in einem Buche lesend, ihm entgegenkomme und fast zu spät ausweiche und fast überritten werde, zieht er eine höhnische Fratze, und ist erbost über den Bücherleser und denkt: seine Zeit mit Lesen zu verträdeln! Das denkt er, dieser alte Mann, und ist doch nur der Befehlshaber eines einzigen Buchstabens, des Buchstabens M. Aber in meinem schönen Buche, und das ist alt und uralt und älter als der alte General, sind

tausend Buchstaben, und das Buch ist kriegerischer und eroberungssüchtiger, und tausendmal frecher und lebendiger ist seine sprungbereite Antiqua als dieser wackelnde Soldatenführer auf seinem Gaul.

Er reitet vorbei, und hinter ihm wende ich mich und klappe schmetternd das Buch zu, hinter dem Gaul drein, daß es ihm wie ein scharfer Wind zwischen die Hinterbacken fährt und er einen kriegerischen Sprung nach vorn tut, so saust ihm die Musik des Buches ins Gebein.

Das braune Holz der Tiroler Bauernwirthausveranda raucht in der Sonne. Eisgrün fließt unten der Lech. In einem zerlesenen Dorfkalender, der vor mir auf dem Tisch liegt, ein flügelschlagender Hahn ist auf dem Umschlag, sah ich, grau und schäbig gedruckt, das Bild der Parade, den Stehschritt der Infanteristen, den krummen Rücken des Generals. In die Sonne blinzelnd, Purpur vor den Augen, habe ich die magische Wandlung in die feierlich kühne Antiqua herbeigeführt.

Ein Heuwagen fährt vorbei, die Zugochsen schlagen mit den Schwänzen nach den großen Fliegen. Die schartige Messerklinge des Gebirges schneidet ein gezacktes Stück blauen Tuches aus dem Himmel, blau wie das bayerische Infanterieblau, und die Wolke über dem Berg Thaneller ist ein wattebuschiges Lerchennest wie der Generalschnauzbart.

Morgen mit der geliebten Frau, mit der braunen Frau, aufwärts durch das Kellergrün und Kellerfeucht der Wälder, über den hölzernen Wildbachsteg, während aus der Blattwirrnis die Augen der Erdbeeren funkeln! Und wo bei der Biegung der Weg lanzengerade in den Äther hinaus will, glimmert vor uns der urgraue Stein der Felswand betäubend und rauchend. Morgen!

Auf einem Papierfetzen, den der Wind hierher auf die Veranda geweht haben mag, dem abgerissenen Stück einer Großstadtzeitung, ist unter den vermischten Nachrichten eine zu lesen, die ich zweimal und dreimal lese, mit Lächeln und einem froschkalten Schauer über Brust und Rücken.



ken. Auf dem schon vergilbenden Holzpapier melden Schriftzeichen, verwischt, farbverschmiert, aus dem Maul der unermüdlich Lettern spuckenden Setzmaschine, das Ende eines Liebespaares. Die vierzigjährige Frau eines Angestellten fand man tot in der Küche, während das Leuchtgas still und giftig noch strömte. Sie war nackt, und im Haar trug sie Blumen. Neben ihr war der tote Geliebte und Ehebrecher, nackt, in einen roten Mantel gehüllt. Und während das Leuchtgas still und giftig sich ergoß, lag der junge Mensch mit zuckendem Mund bei der Frau, und wie er sie umarmte und ihre Beine spürte, nickte und schwankte vor seinen Lippen eine der roten Rosen. Sie schwankte, die Rose, weil die nackte Frau den Kopf bacchantisch warf, oder vielleicht, weil das Gas sie traf. Sind die beiden mehr wert als ein Gelächter, diese beiden Schauspieler im Leben und im Tode, die in der Küche, wo die Bratpfannen und Kochtöpfe über ihnen glänzten wie Wappenschilder, in Schönheit und mit Blumen im Haar im Strom des Leuchtgases starben?

Ich lache laut, aber der Wattepfropfen über dem Thaneller scheint mir im Schlund zu sitzen, und während ich den Zeitungspapierfetzen drehe und die verblaßten, unscharfen Schriftzeichen anstarre, die diesen lächerlichen Tod der beiden Gimpel melden, dieser blöden Vögel, die sich im Netz würgten, aber dann singend starben, blickt mich der Uhu des Grauens groß und eiskalt an.

Ich schlage den Kalender zu, und das Blatt mit den vermischten Nachrichten lege ich dazwischen, da hinein, wo die Paradeinfanterie marschiert. Ich habe mir das militärische Schauspiel, grau auf der graufaserigen Kalenderseite, in tief schwarze Antiqua auf Büttchen übersetzt. Aber ich kann nicht, homerisch und heroisch, die Todesfeier der beiden Küchenvögel in ein strahlendes Licht heben, aus den Blumen im Haar der welkenden Frau kann ich keine starrende Königinnenkrone machen, und aus dem roten, seidengefütterten Schlafrock des Ehebrechers keinen *casà*

rischen Purpurmantel. Diese Sperlinge der vermischten Nachrichten, mit den gefärbten roten Flügeln, mit dem verlogenen Kopfputz, mit der Pfaufeder der Eitelkeit in den wächsernen Todeshänden, ich kann sie nicht zu Adlern aufblasen, und ich mag nicht mit tuschschwarzen Antiqua-lettern ein Hohelied schreiben, wenn für das Schnaderhüpfel die Setzmaschine erfunden wurde.

Der Thaneller sieht lockend und steingrau her. Morgen mit der braunen Frau durchs Kellerfeucht der schwarzen Wälder empor zu ihm, und hoch über den Lech empor, und über die Theatertragik der lahmen Küchenvögel ins bayerische Infanterieblau des Himmels.

## Regen

Hellblau, blau wie Vergißmeinnicht, Silber darin, solche Augen hatte das Mädchen im Kopf, und ein gelbes Puppenhaar hatte es, strohgelb, das goldwolkig um den Kopf stand, und Wangen wie rotgetuscht, und war elf Jahre alt und trug ein weißes Kleid und saß auf der Veranda des Tiroler Dorfwirtshauses, und es regnete seit Tagen schon, seit vielen Tagen, und der Regen rann in runden, klaren Tropfen von dem braunen, pechgetränkten Holz des Geländers. Das Mädchen hatte eine Zeitschrift aufgeschlagen auf den Knien, auf den schmalen Knien, und sah auf das eingeregnete Tal hinaus und auf die Berge, die schmutzig schafgrau waren und wie nasse Schwämme (keine Riesenfaust drücke sie aus!) und bog nieder den mageren Kinderhals, erbärmlich und fröstelnd, und besah den Anzeigenteil der Zeitschrift und betrachtete gespannt und plötzlich erregt, und ich sah ihm zu, die Anzeige der Schaumweinkellerei Mattheus Müller, die, weil man die Anfangsbuchaben ihres Namens, weil man M.M. zwei verschlungene M in den Linien jeder Handfläche eingezeichnet findet, dies als einen Grund begreift zu behaupten, die Vorsehung sozusagen habe bestimmt, daß der Mensch ausschließlich MM-Sekt trinke. Und die zartblauen Augen des Mädchens wenden sich auf mich, und der kleine Zeigefinger deutet auf die Anzeige, ich sehe das rosige Oval des Nagels glänzen, und mit klingender und klagender Stimme sagt es: Da steht, das Doppel-M in der Hand heiße Mattheus Müller. Und die blauen Augen werden noch durchsichtiger, und die Blondhaarwolke um den Kopf flammt, und die rotgetuschte Wange wird röter noch, und unser Religionslehrer sagte uns doch, das MM hieße, und nun nimmt es den Finger von der Anzeige weg und zeichnet das MM seiner Hand nach, das hieße, und das habe Gott in jede Menschenhand geschrieben: memento mori!

Tapptapp schlug der Regen gegen das braune Holz, über der Wiese war's schleierfeucht wie Nebel, über die Straße trappelte naßhaarig eine Ziege, der das schwere Euter gegen die Beine schlug, und der blonde Haarkreis flackerte wie Strohgold. Klang ein Sektglas? Die klaren Tropfen am braunen Geländerholz waren wie Sektperlen, und das Tropfengeläut silberte zierlich wie eine Sterbeglocke. Ich betrachtete meine Hand und besah das MM und auch das Mädchen beschaute blauglasäugig das rosige Doppelzeichen. Es war elf Uhr vormittag, und jetzt schlug die Kirchturmuhren elfmal an, und der Ton ertrank fast in der Nässe, und die Berge waren wie platschvollgesaugte Schwämme, und wenn ein Riese sie jetzt ausdrückte, würde gelbes, moosgrünes, erdbraunes Waldwasser zu uns steigen und uns mitnehmen und mitschwimmen, wie der Bach hinterm Haus Hölzer und Blätter mitreißt.

Nur Frösche und Molche waren in diesen Tagen zufrieden.

## *Das Erbbegräbnis am Lech*

**E**in schöner Tag wars und sommerlich heiß. Blau und seidig war der Himmel, hoch stieg vor ihnen der Berg hinan, andere daneben. Die beiden waren gern und nicht zum erstenmal auf der Landzunge, die sich in den Lech hineinschob, eine Insel fast wars, voll Gestrüpp. Die Brennesseln eiferten, das ganze Stück Land sich untertan zu machen, halb gehörte es ihnen schon. Die andere Hälfte gehörte den gelben Königskerzen. Der Fluß rauschte wild vorbei, über Steinblöcke schäumend. Sie hatten einen schönen Blick in das Tal hinein, grün, grün war es, von fern blitzte wie Gold das Kreuz der Dorfkirche. Im Wirtshaus daneben wohnten sie zur Sommerfrische. Und das Wasser sang, sang, und Forellen waren im Lech - hin und wieder sprang eine. Herrlich war die Einsamkeit hier, ein verwildertes Paradies.

Die Frau hatte einen Zeichenblock auf den Knien, sie saß auf einem Klappstuhl und zeichnete. »Königskerze und Brennessel«, sagte sie, »soll das Blatt heißen«. Steil und königlich stand die Kerze, die Brennessel brannte: auf dem Blatt war es noch einmal zu sehen. »Ach«, sagte die Frau, »für immer möcht ich hier bleiben! «Sie war nicht groß nicht klein, mager, mit einer scharfen Vogelnase, und trug ein weißes Leinenkleid, und ein Strohhut beschattete ihr Gesicht. Der neben ihr, der Junge, hochaufgeschossen, war in der Badehose, und man sah seine mageren Rippen. Das Vogelgesicht hatte er von der Mutter, der Dreizehnjährige. Sein Vater, ach, der Vater - die Eltern lebten getrennt, wo mochte der Vater jetzt sein? Der Junge sah ihn nur zu kurzem Besuch, hie und da einmal. Dann gingen die Eltern seltsam miteinander um, sehr höflich, voll Behutsamkeit, als könnte manches wehtun. Der Junge hing an seinem Vater und mußte merken, daß der immer gern wieder ging, kaum, daß er gekommen war.

Er dachte jetzt an ihn, ihn herbei wünschend. Die Frau nicht. Sie sah nur die Königskerze. Der Vater hatte den Urlaub bezahlt, wußte der Junge, und schickte auch sonst Geld. Bekümmert sah er die Mutter an. Wer versteht die Großen? Er schnitt sich mit dem Taschenmesser ein Stöckchen von einer verkümmerten Weide. Zeichnen ist ihr das liebste, dachte er, daheim in der Werkstatt, in der sie auch wohnten, mit seinem Schlafkämmerlein daneben, hingen viele Blätter, ungerahmt, mit Reißnägeln an den Wänden befestigt. Sie zeigten auch nackte Menschen. Er zog seine Badehose höher. Ach, die Mutter - über dem Zeichnen vergaß sie alles! Alles sieht sie scharf an, dachte er, aber die Unordnung daheim sieht sie nicht. Wenn er dann aufzuräumen begann, lachte sie nur. Sie ist eben großzügig, dachte er entschuldigend. Er liebte seine Mutter. Sie erzog ihn nicht, aber er versuchte, sie ein wenig zu erziehen. Eine schwarze Hummel sauste gegen seine Brust und entfernte sich ärgerlich. Die Brennesseln brannten in grünem Feuer. Die Mutter war fertig mit der Zeichnung und hielt ihm das Blatt hin und er sagte gehorsam: Schön! Sie sagte: »Verstehst du denn was davon?« O, er hatte schon einen Blick dafür, was schön war! Aber er wollte es nicht zeigen, und wollte nicht zeigen, daß er seine Mutter bewunderte. Ihr nicht. Gegen andere rühmte er sie.

Sie nahm den Strohhut ab und legte ihn ins Gras und sich daneben und sah zum Himmel auf. »Dein Kleid wird Grasflecken bekommen«, sagte er. »Sei nicht fad und schimpf nicht«, sagte sie, »nach getaner Arbeit ist gut ruhen.« Alles ringsum dampfte Kraft und Lebenslust und drängende Fülle - er sah es auch, und empfand es auch, aber er wollte es nicht zugeben. Er hatte auf einmal Sehnsucht nach der sauberen Wirtsstube, drunten, im Dorf, mit den weiß gescheuerten Tischen. Und da sagte die Mutter und räkelte sich: »Herrlich ist die Wildnis hier! Ach«, sagte sie, »hier möchte ich begraben sein! Was meinst du«, sagte sie, »Kar!, wir kaufen das Stück Land, es kann nicht teuer sein, und

errichten uns ein Erbbegräbnis«. Geradezu sehnsüchtig klang es. Da stiegen Tränen in seine Augen. Er sah die un-aufgeräumte Werkstatt vor sich, und das Mittagessen kam zu spät auf den Tisch, und der Vater war so selten da, und seine Stimme zitterte, als er sagte: »Nein, nein, Mutter! «Er schlug mit seinem Stöckchen in die Brennesseln, daß die grünen Funken stoben und sagte: »Ich möchte auf einem richtigen Friedhof begraben sein, wie andere Leute auch! «Er dachte an einen Dorffriedhof, wo sie gestern gewesen waren, Grabstein neben Grabstein, in schnurgeraden Reihen, mit genauen Inschriften, Geburtstag und Todestag, und Blumen davor, und abends läutete die Glocke der Friedhofskapelle. Er sagte: »Ich möchte ein ordentliches Grab haben, wenn ich schon einst sterben muß!« Er sagte es mit dem Ton, als glaube er nicht recht daran, daß auch er sterben müsse. Die weißgekleidete Frau lachte und sagte: »Gib mir einen Kuß!« und er küßte sie und fühlte, daß er sie sehr liebe, und sie ihn auch.

---

*[Begräbnis]*

Bei Kunstmalers, die mit mir Landleben genießen, im gleichen Haus, einen Stock höher, scheint geniale Unordnung zu herrschen.

Dafür sprechen vielerlei Anzeichen.

Zum Beispiel, daß der jüngste Sohn des Künstlerpaares, ein aufgeweckter, elfjähriger Junge, manchmal ebenso drollige wie treffende Bemerkungen über die elterliche Schlamperei macht.

Neulich, am See, spielen Mutter und Kind im Strandkies. Da kommt die Malerin einen elegischen Anfall und sagt: »Hans, wenn ich tot bin, verscharrst du mich einfach hier im Sand!«

Aber der Junge wittert schon wieder die verhaßte Boheme-wirtschaft und schreit ablehnend: »Nein, nein, Mutti, du wirst, wie andere Leute auch, ordentlich auf einem Friedhof beerdigt.«

Und wirft wütend einen Stein in den See.

[1927]

## *Der Rabe von Elbigenalp*

**R**aben sind Märchentiere, wie Drache und Einhorn, und seit früher Jugend aus Bilderbüchern dem Stadtkind vertrauter als Pferd und Ochse. Wie war ich aber enttäuscht, als ich bei einem Ausflug vor die Tore der kleinen Stadt zum erstenmal schwarze Vögel krächzend von den Wiesen aufsteigen sah und man mir sagte, das seien Raben. Es waren aber keine Raben, wie ich später befriedigt erfuhr, es waren Krähen, und die mächtigen echten alten Kolkrahen, die Galgenvögel des Mittelalters, gebe es in Deutschland nur noch in den großen östlichen Ebenen. Aber das Auge gewöhnte sich an die kleineren Vettern, doch ein Rest von Geheimnis blieb und unwittert sie immer noch für mich.

Vor einigen Jahren verbrachte ich zwei glühende Sommermonate in dem Tiroler Dorf Elbigenalp, und dort war es, zur Zeit des zweiten Grasschnitts, daß ich das seltsame Abenteuer mit dem schwarzen Vogel hatte. Das breite Tal, in dem das Dorf liegt, war mit den auf Stöcken befestigten Grasbündeln bedeckt, die in der Sonne trocknen sollten.

Ein knallblauer Himmel wölbte sich, die Berge standen mächtig, und es war wunderbar, quer über die Wiesen gehen zu dürfen, ohne sich an die Wege halten zu müssen. Es war ein Gefühl, ähnlich dem, das man hat, wenn man über einen zugefrorenen See geht und die ganze Sonderbarkeit spürt, über eine Fläche zu schreiten, die sonst dem Schritt verwehrt ist, nur dem Schwimmer oder Ruderer zugänglich!

Vor dem Mittagessen, das in einer halben Stunde fällig war, es hatte eben zwölfmal vom Kirchturm geschlagen, ging ich, gerade von einer Arbeit aufgestanden und mit dem Gedanken noch bei ihr, in die Wiesen hinein, barhäuptig. Die Sonne kochte die Grasbündel, daß sie rauchten, der Geruch des Heus schwamm über dem Tal, wie in einer leisen Trunkenheit ging ich zwischen den Bündeln dahin.



Vom Lech drüben sah ich eine Krähe herstreichen und sich niederlassen. Ich ging auf sie zu und berechnete, wann sie auffliegen würde, wie das scheue Tier das immer tut, wenn man sich ihm bis zu einer gewissen Entfernung nähert. Aber die Krähe blieb, und belustigt ging ich noch näher an sie heran, und als sie immer noch nicht aufflog, erwachte eine Art von Jagdlust in mir. Ich hielt gebückt weiter auf sie zu, nahm Deckung hinter den Heubündeln, legte mich auf den Bauch, sie wie ein Indianer aus Knabenzeiten zu beschleichen. So kam ich bis auf vielleicht fünf Schritte an sie heran, den Kopf an den Boden gedrückt, daß das kurze Gras mich kratzte. Ich lugte hinter einem Bündel hervor; da saß sie, geneigt den Kopf, sah höhnisch zu mir her, und jetzt, immer wenn ich noch näher heran wollte, flog sie kurz auf, ein paar Flügelschläge nur, und ließ sich wieder nieder, und ich kroch ihr wieder nach. Immer tiefer in die Wiese hinein kamen wir so, wie ein schwarzes Irrlicht flat-terte die Krähe vor mir, der heiße Boden brannte, das Heu stach und biß. Ich hatte das Mittagessen vergessen und das Dorf mit dem Kirchturm und die ganze übrige Welt dazu, nur immer dichter heran an die Krähe trachtete ich. Die Krähe war schon längst keine gewöhnliche Krähe mehr, sie war zum riesigen Raben geworden, zum Zauberraben der Märchenbücher, blau schillerten seine Federn, die klugen Augen sahen mich spöttisch an. Ein Marder, dachte ich mir, ein Fuchs bist du, und im Sprung wirst du den bösen Raben fangen! Jetzt eben war mir das Tier aus den Augen gekommen. Ein Heubündel hatte sich zwischen uns geschoben, neben dem saß es, hatte ich von meiner letzten Stellung aus gesehen. Wenn ich unbemerkt an das Bündel herankam, mußte es nur mehr auf Armlänge von mir weg sein, und mit einem Sprung mußte ich es dann haschen und meine Finger in das schwarze Federzeug wühlen können, und füchsisch war mir zumute, beutegierig, daß ich zitterte. Ich hatte das Bündel jetzt erreicht, noch einen Ruck, noch einen, leise, ich stützte mich sprungbereit auf

die Knie und die linke Hand, hielt die rechte griffbereit - tat den Sprung und landete, und der Rabe war nicht da. Er konnte nicht fortgeflogen sein. Wie hätte mir das entgehen können! Ich sah mich wild um und sprang auf, aber der Vogel war nirgends zu sehen, wie von der blauen Luft aufgesaugt. Taumelnd stand ich in der heißen Sonne, spähte, lief zwischen den Bündeln hin und her, klatschte in die Hände, stocherte wütend, als habe er sich da verkriechen können, in den Bündeln umher. Das zauberische Tier war und blieb verschwunden.

Die Turmuhr schlug eben halb eins, eine halbe Stunde war ich auf der Rabenjagd gewesen, und beschämt und merkwürdig erregt, nahm ich den Weg zum Wirtshaus: hoffentlich hatte mich niemand vom Dorf aus beobachtet.

Zwischen Suppe und Fleisch fiel mir ein, daß es nur eine Möglichkeit gab, daß das Tier meinem Bilck hatte entkommen können: es mußte ganz gegen gewöhnlicher Vögel Art, zu fliegen verschmähend, weggegangen sein, mit dem wippenden Gang der Raben, mußte eilig und spöttisch und vor sich hingrinsend zwischen den Heubündeln dahin gegangen sein, schwanzwackelnd, berstend vor Vergnügen über den Tölpel, der ihm nachstellte.

Die Vorstellung war so komisch, daß ich der dicken, alten Kellnerin, die mir das Fleisch brachte, ins Gesicht lachte, und sie lachte gutmütig mit, während mir gleichzeitig ein kleiner kalter Schauer über den Rücken kroch.

*Das Märchen von der goldenen Frau im Lechtal*

Es war im Juli, ein heißer Tag im Lechtal. Wo das Dorf anfängt, räkelt sich der Rosenkranzhügel in der Sonne. Rosenkranzhügel, so heißt er von der kleinen Kapelle, die wie eine Warze auf ihm sitzt. Es ist kühl in der Kapele und dunkel. Aber die Frau liebt die Hitze. Sie ist zwanzig Meter höher gestiegen, da bilden die Latschen eine runde Schüssel, drin liegt sie, auf dem roten Mantel, unbekleidet. Hat die Augen geschlossen, die Hände hinterm Kopf, und träumt. Das Lechtal flimmert, o, wie heiß! Die grauen Berge, der Schnee darauf sieht aus wie Watte! Nun brummt eine Hummel um ihre faustgroße Brust. Der Mann hat die Frau gesucht und gefunden, er steht und betrachtet sie. Braune Königin, denkt er, ja, das denkt er, braune Königin. Und kniet schon neben ihr, schlägt nach der Hummel. Die Frau öffnet die Augen, lächelt, schließt sie wieder und dreht nachgiebig das Gesicht unter seinen Küssen.

Aus Silber war der Lech und eisigkalt. Hui, schrie Karl, warf die Arme nach vorn und schwamm ein Stück, bis die Kälte tief in ihn drang. Er zog sich an; die Kiesel klirrten, auf der Veranda war der Tisch schon gedeckt. Auch Martha kam eben die Treppe herauf. Ihr Gesicht glänzte ihm entgegen. Als Nachttisch gab es Erdbeeren. Sie nahm eine große, rote zwischen die Lippen und bot sie ihm. »Du bist kitschig«, sagte er, und nahm sie. So waren sie Mund an Mund, und so zerdrückte er die Beere. Der Saft rann ihm und ihr übers Kinn wie Blut.

Stundenlang saß er oft auf dem steinernen Damm, der sich in gleicher Richtung mit dem Flußlauf hinzog, auf dem Damm, der jetzt untätig und zwecklos dalag, weil der Lech Niederwasser hatte. Die weißen, klobigen Steine erhitzen sich wie Bratäpfel, und in den Ritzen wuchs grünes Kraut von merkwürdigen Formen. Weiß, blau, grün waren die Farben. Stein, Himmel, Fluß und Wiesen waren so bemalt, und nur an den hitzigsten Tagen glühten sie feurig in ein-

ziges Rötliches zusammen. Einmal, spät am Nachmittag, klappernd flog ein unbekannter rotbrauner Käfer in Ovalen um ihn, saß auf den heißen Steinen auch ein Mädchen. Sie saß und hatte die Hände sanft auf die Schenkel gelegt. Ein dunkelbraunes, sonnverbranntes Gesicht hatte sie, mit einer niederen Stirn, auf die das Haar in einer schwarzlackierten Arabeske fiel. Der Mund war in einer mutwilligen Krümmung geschwungen, die Lippenlinien liefen wie aus Holz gedrechselt, kantig und so übertrieben, daß man ihn anstarren mußte. Sie saß, zehn Schritte von ihm entfernt, sah geradeaus, nicht ein einziges Mal her zu ihm, ganz gerade sah sie vor sich hin, und der Mund zuckte nicht, aber die krummen Lippenlinien liefen so überschwellend, daß er doch in ständiger Bewegung schien.

Sie war, so stellte sich später heraus, aus Innsbruck, ein Kindermädchen, sozusagen, allerdings eine Art von besserem Kindermädchen, und die gutgelaunte Dienstherrschaft ließ ihr nachmittags meistens zwei, drei freie Stunden, und immer saß sie die am Lech, am weißen Damm, geradeaussehend.

Und er nun, wie? er war stets vor ihr auf seinem Platz, starrte sie an, legte die Hände auf die heißen Steine, starrte sie an, den blauen Himmel, den grünschäumenden Lech und zupfte von dem Kraut die herzförmigen Blätter, rupfte sie alle weg, daß der nackte Stengel verdammt und unanständig grünkahl stand.

Wo die holzdachgeschützte Brücke über den Lech ging, saß er mit Frau Martha. Eine Kuh graste, die Glocke am breiten Lederband schallte. Und wie die Glocke friedlich und freundlich brummelte und läutete, und oft nur ganz zart anschlug, kaum zu hören, und das Gras knirschte unter dem rupfenden Kuhmaul, begann der Kampf. Er hatte ihm schon schmale Wangen eingebracht und Finger, die manchmal zitterten, und ihr einen unruhigen Blick. Das Gefecht verlief wie jedesmal unentschieden, aber es wurde von ihnen durchgekämpft, so, als ließe sich die Entschei-

dung erzwingen, sie keuchten und keuchend sahen sie auf den Lech hinunter, der mit Steinen spielte.

Wußten sie überhaupt noch, worum der Kampf ging? Sie nicht, sie gewiß nicht! Er wollte das Allerunmenschlichste und Sinnloseste, sie sollte sein wie Ton, wie weiche, feuchte Erde, und er wollte etwas formen, das unklar vor ihm stand und ihm klar sein würde, wenn es nur erst geformt war. Aber sie war nicht wie Ton, der nachgibt, sie war Stein, er konnte Brocken und Trümmer von ihr abschlagen, aber sie saß geformt schon neben ihm, und er war ratlos.

Über die Berge hingen Nebelkappen, der Regen lief, das Vieh stand unter den hängenden Zweigen der Fichten und brüllte unwillig. Aber die Brücke hatte ein hölzernes Dach, da drauf konnte der Regen trommeln, und Karl konnte auf den Lech hinabsehen, der sich gelb und braun färbte, auf dem Baumstämme drehend hinabtrieben und Buschwerk daherkam, das Wurzeln wie Arme streckte. Immer schneller schoß das Wasser dahin, stieg, und der weiße Damm, den man von hier aus nicht sah, er mußte jetzt fast überflutet sein und verschlammt, und das Innsbrucker Mädchen konnte nicht mehr dort sitzen und geradeaus sehen, mit der lackierten Haarlocke, arabeskenhaft und scharf in der niedern Stirn. Da kam Frau Martha, im Lodenmantel, und sagte nichts und schob ihren Arm in den seinen, und der Lech strudelte eifrig.

Aber auch der Regen hörte wieder auf, und die Sonne kam wieder, und der Himmel wurde wieder so blau wie je, und auch der Lech lief und lief, und eines Morgens glänzte er wieder grün und schäumte weiß. Der Damm war mit Astwerk überstreut, das sammelten Kinder als Brennholz, die Sonne brannte, und an einem späten Nachmittag saß das Mädchen wieder da und badete im Licht. Er blieb schräg vor ihr stehen und sagte: »Warm!« Sie veränderte sich nicht, und auch kein Rot stieg ihr in die Wangen, keineswegs färbte sich ihr Hals auch nur ein wenig röter, als sie sagte: »Ja« und »Gottseidank! « Er wagte es nicht, vor ihr

stehen zu bleiben und ging rasch den Wiesenweg entlang und in sein Zimmer. Dort saß er am Fenster und wartete auf den Abend, der mit Mond und Sternen heraufzog, mit vielen klaren, kleinen Sternen und einem türkensäbigen Mond. Die Tür ging auf, und Frau Martha trat herein. »Warum«, fragte sie, »warum hast du dich den ganzen Nachmittag vor mir verborgen gehalten?« Sie hatte traurige Augen, das sah er, aber um den Mund Zornlinien. Sonst sagte sie nichts. Es war die Stunde gekommen, wo er die Waffen streckte. Da war vor ihm die Frau, und er kannte jeden Zug ihres Gesichts und jeden Atemstoß, den sie machte. Er hatte mit ihr gerungen, Brust an Brust, Herz an Herz, und wenn sie nachgab, hatte er doch nur verloren. Er war ein dummer und besinnungsloser Mensch und wollte ihr die Brust öffnen und das Herz so setzen und die Lungen so und so die Leber und wollte ihr den Kopf aufschlagen wie eine Nuß und die Gehirnlinsen so ziehen und so und immer anders als sie liefen. Aber da saß der liebe Gott und hatte das so gemacht, und dagegen kam er nicht auf.

Überm Lech, am andern Ufer, war ein kleines Wäldchen, ein Lärchenwäldchen. Es waren nur ein paar hundert Stämme, aber die waren so hochgeschossen, wie braune Pinsel, und mit den Wipfeln wischten sie den blauen Himmel. Unten war viel Moos und im Moos viel Erdbeeren. Die saßen geduckt unter den Blättern, nur ihr Rot verriet sie. Es waren dunkelrote, feuchte, klebrigfeuchte, zuckersüße, überreife, auch halbreife, die eine rosa Wange hatten und eine gelbweiße. Er sammelte auf ein großes, grünes Blatt ein paar Hände voll, bückte sich tausendmal und legte die rote Last auf des Mädchens Platz und wartete, bis sie wie gewöhnlich kam. Sie saß und sah die Beeren und aß sie langsam, eine nach der andern, und das leere Blatt nahm sie spielend in die Hand.

Frau Martha ging eilig die Dorfstraße entlang, ließ die letzten Häuser hinter sich, und vor ihr tauchte schon ein fremder Kirchturm auf. Da stieg sie schräg in den Wald hinauf

und setzte sich, dann fiel sie um, lag lang ausgestreckt, als horche sie in den Boden hinein. Der Boden schwieg, sie drehte sich auf den Rücken, Wasser glänzte in ihren Augen, aber demütig konnte sie nur sein, wenn sie allein war, zwischen Fichten und Tannen, nur von Erdbeeren belauscht und von Fliegen umsungen. Welchen Vorsatz gab's, den sie jetzt nicht gefaßt, welches Wort, das sie jetzt nicht gesprochen hätte? Aber die Fliegen kümmerten sich nicht um ihre Worte, die Fichte ließ einen Zapfen fallen, der polterte: Vergeblich! Langsam trockneten ihre Tränen, und sie dachte mit Rührung und Stärke an ihn. Später, auf dem Heimweg begegnete Frau Martha der Innsbruckerin. Die beiden Frauen sahen einander kaum, und die schwarzlackierte Arabeske, als die sich die Locke der Innsbruckerin zeichnete, hätte Frau Martha, wenn sie die Stirn des Mädchens betrachtet hätte, abscheulich gefunden.

Als sie hintereinander, Karl und Martha, in die Schlucht einbogen, durch die der Hechtbach fließt und schießt, Karl ihren Knöchel im grauen Strumpf ansah und sie sich umwandte und verlegen lächelte und weiterging, spürte er eine Art von Gleichgültigkeit gegen sie wie nie zuvor. Da war sie, wie sie immer gewesen war und wie er sie immer geliebt hatte. Oder vielmehr, das Wesen, das er geliebt hatte und noch liebte, hatte sich tief in sie zurückgezogen. Immer tiefer verschloß es sich in ihr, und was er mit Händen an ihr erreichte, war zu wenig. Seine Einbildungskraft ließ ihn die Frau sehen, die er wie ein Phantom glühend liebte. Diese phantastische Frau hatte dicht unter der Oberfläche, unter der gespannten Haut der Frau Martha gesessen. Und die Haut mußte platzen und die phantastische Frau prangend zu ihm treten. Aber die Haut platzte nicht, sie bräunte sich, wurde fester, nie würde sie springen und die Gefangene freigeben. Was da vor ihm herging, war eine seltsam lebendige Puppe mit einer Zunge, die reden konnte, ein ihm tief fremder Mensch, der dreißig Jahre lang, ehe er ihn kannte, gelebt hatte, geliebt hatte. Er liebte ein Phan

tom, und das mußte sich bestrafen. Und es bestrafte sich tausendmal, weil er wie ein Goldgräber graben mußte, graben, graben, scharren, scharren, das Gold blinkte, aber sank stets nur tiefer. Nun warf er die Schaufel weg. Nicht, daß er glaubte, das Gold sei nicht da! Er verzweifelte daran, so tief zu stoßen, dahin, wo es steckte.

Das Innsbrucker Mädchen saß auf dem Damm in der Sonne. Es war unbeweglich und wie aus Gold. Auch das Gesicht war aus Gold und auch die Augen aus Gold und auch die Arme. Schwarz fiel die Haararabeske auf die goldene Stirn. Es war ein Götterbild, ein Götzenbild, was da saß und nicht atmete. Der Lech schäumte grün und lebte und bebte, die Bergwälder wehten wie Fahnen, Grillen sangen unaufhörlich, und über die Wogenkämme der Blumen lief ein kleiner, heißer Wind. Aber das Goldmädchen atmete nicht, es blinkte und blitzte nur, und auf den krummen Lippen war das Lächeln ewig und von ferneher und nach Fernen hin.

Er setzte sich unbeweglich hin wie sie. Er schloß die Augen. Die statuenhafte Ruhe vereinigte ihn mit ihr. Der weiße Damm war eine breite Mauer, sie waren Standbilder beide, von einem unbekanntem Volk einst errichtet. Er öffnete die Augen wieder, sie saß immer noch, immer noch, immer noch.

Es kam eine Mondnacht, ein blaues Glänzen und Strömen, ein bläuliches Fließen und Rieseln und Tropfen. Die Berge waren weit zurück marschiert, das Tal hatte sich gebreitet und gemuldet, und der Himmel war ein blausaftiges Gewölbe und der Mond von einer strahlenden Klarheit, eine gefrorene Lichtscheibe. Wo die Berghänge im Schatten lagen, dunkelte es wie Samt, dann schnitt eine messerscharfe Linie das Licht vom Dunklen, und Gruppen von Fichten standen wie Tiere auf der Flucht, in Rudeln, äugend, auch äsend. Die Schindeldächer der Häuser waren wie beschuppte Fischleiber, jede Schuppe war bläulich glänzend einzeln zu sehen, und das lange Dach des Wirts



hauses schwamm schwanzschlagend wie ein großer Fisch durch die Silbermilch davon. Hoch stieg das Holzkreuz, mit den hölzernen Geräten der Marter und Christi benagelt, benagelt mit Hammer und Winkel und Säge, mit dem hölzernen Essigschwamm und Speer und Schwert und Dornenkrone, hoch stieg das Holzkreuz über der Brücke empor und warf einen Schatten, einen tiefschwarzen, schnurgeraden, einen massiven Schatten, daß man die Beine hob, darüber zu steigen, zu steigen über das Ebenholzebenbild des mondbeleuchteten Kreuzes.

Er war aus dem Wirtshaus gekommen, vom roten Wein, und ging nun betäubt durch das blaue Zauberdorf. Die Jugend schlief nicht, wie hätte sie schlafen können, wo Wiese und Wald blau kochte und der goldgelbe Mond über den Himmel hin schwebte, lautlos und singend? Weiß glänzte die Straße unter seinen Füßen, und viermal und fünfmal strich er wie ein schwanker Vogel häuserentlang von Dorfende zu Dorfende. Und flügelmild und glanzbetäubt fand er über die knarrende Treppe den Weg in sein Zimmer. Aber dort lag der Mond plötzlich und überfallswild mitten auf den Brettern, und durch das Fenster drang das unbändige Licht. Und Gesang stieg von der Straße auf, drei Stimmen, drei Mädchenstimmen, die ein Volkslied sangen, das frech und getragen war. Er sah hinunter, aber die Sängerinnen waren in schwarze Mäntel gehüllt, und er wußte nicht, ob es ihre Stimme war, der Innsbruckerin Stimme, die lockte. Frech war das Lied, das sie sangen, volksliedfrechliederlich, verwildert, dornig wie ein Zweig schwarzer Brombeeren. Er beugte sich tief aus dem Fenster, wo im Mondlicht jetzt die drei Mädchen schwankten wie Brombeerstrauchfahnen. Nun stimmten sie noch einen Gesang an, es klang vom Scheiden und war süß, aber ehe sie zu Ende gesungen hatten, stürmte um die Ecke ein Trupp Burschen. Die schwarzen Mäntel kreischten, flohen, und dann Stille. Nur der Dachfisch flog surrend und schaumperlenwerfend.

Die gelbe Postkutsche trug auf dem Verdeck einen Turm von Koffern und Taschen, einen wackelnden Turm, den der dicke Fuhrmann mit Fluchen stützte. Der Mond war weg, der blaue Glanz war verschwunden, die Sonne war da, es war früh um sieben Uhr, und das Schindelwirthshausdach war kein silberner Zauberfisch, nur eine bürgerliche Decke über Menschenschlafstätten. Die Postkutsche fuhr zur Bahn. Sie hatte sieben Stunden Talfahrt vor sich, eine Stunde schon hinter sich. Die zwei braunen Gäule schepperten an den Ketten, drehten die Köpfe. Endlich saß alles, der Fuhrmann knallte mit der Peitsche, mit Taschentüchern winkte man, man fuhr. In diesem Augenblick schlüpfte Karl aus seinem Bett, war froh und trat zum Fenster. Der gelbe Karren schaukelte ums Eck, rollte jetzt dicht unter seinem Fenster, er konnte die Koffertäfelchen lesen. Er sah tiefer, sah die Köpfe der Abreisenden, er sah die Arabeskenlocke, sah den krummen Mund, das Mädchen streckte die Hand gegen ihn, er tat das gleiche. Beide ließen die Hände gegeneinander gestreckt, während die Entfernung zwischen ihnen wuchs. Der Wagen war nicht mehr zu sehen, aber er stand immer noch. Er war nicht traurig, er war nicht froh, er wusch sich, kleidete sich an wie immer, aber bevor er ging, trat er noch einmal zum Fenster, streckte die Hand aus, keine streckte sich ihm entgegen, nur der grüne Berghang mit Flaumgras bewachsen sah gutmütig zu ihm her.

Jeden Nachmittag zur gewohnten Stunde saß er am gewohnten Platz. Es kam eine lange Reihe von schönen Sommertagen. Er saß und fühlte sich in der Hitze wohl wie eine Eidechse. Einmal, er hatte mit geschlossenen Augen sich wie ein Schmetterling geträumt, der über den Flußwellchen hinschwebt, in der Richtung mit dem Strom, rot und braun gepunktet, Samt der Leib, oben Blau des Himmels, unter sich das Grün des Lechs, weg und fort die Welt, einmal, er öffnete die Augen und war nicht mehr der Schmetterling, einmal, er sah nach rechts hin, wo das Mäd

chen immer gegessen hatte, und sah, daß sie, gerade und fröhlich geradeaus blickend am alten Platz sich befand. Sie saß dort, die Hände sanft auf die Schenkel gelegt, die schwarzlackierte Haararabeske in der niedern Stirn und mutwillig und krumm und verwirrend gebogen und geschwungen die Linien der Lippen. Sie sah geradeaus und sah ihn nicht, und eine Hummel, die sie brummend umflog, kreiste einmal, zweimal, dreimal, er zählte, sechsmal, siebenmal um ihren Kopf, dann taumelte sie, daß sie fast die Steine des Damms berührt hätte, zu Boden, hob sich, kam in einer Wackellinie gegen ihn gesteuert, dicht, fast vor seinen Augen, er sah den dicken Leib, das Brummen wurde überlaut und dröhnend, aber im letzten Augenblick wandte sie sich und flog weit hinaus auf die klirrenden Wiesenflächen. Die Frau drüben stand auf und ging den schmalen Weg ins Dorf zurück, aufrecht und schlank, und die vielen Blumen, die blauen und gelben und roten sahen ihr nach. Am andern Tag, der strahlend und brennend war wie der gestrige, es war das Tal eine riesige grauseidene Distel, die knisternd flammte, am andern Tag saßen die beiden wieder an ihren Plätzen. Es war Frau Martha natürlich, und sie rührte sich nicht und sah geradeaus und fühlte, daß sie mehr nicht tun durfte, und fühlte, daß sie mehr nicht von ihm haben konnte, als dieses Zusammensein in der krachenden Hitze des Nachmittags. Er sah hin und sah das Mädchen mit Stirn und Mund, wie er nur ihr, der Abgereisten und nun Wiedergekommenen, und nur ihr zu eigen war. Er neigte sich weit hinüber, und auf Händen und Füßen, wie ein Leopard vielleicht oder auch nur wie eine verwilderte Hauskatze, auf Katzenpfoten und in Katzengelenken sich wiegend, schlich er gegen sie. Zehn Schritte waren hin zu ihr, er machte zwei, sie saß noch und ihr bebender Mund krümmte sich, und die Unterlippe trug die Oberlippe, aber nach nochmals zwei Schritten sah er, daß es Frau Martha war. Erschreckt wich er wieder zurück, und nun saß das Mädchen wieder da, schenkelgeschloss

und statuenhaft wie je. So rührte er sich nicht mehr, und das Bild blieb, und auf der grauseidenen Distel, als die das Tal wuchs und brannte, saßen sie inmitten wie zwei fremde Käfer und zitterten.

Sie verkehrten im Dorf zusammen wie sonst und wie sonst mit den Freunden. Der Kampf zwischen ihnen hatte aufgehört. Sie fanden eine schwebende Art, mit der sie zueinander redeten. Sie betrachteten sich mit heiteren Gesichtern, und kein Wort fiel zwischen ihnen, das an ihre tägliche Begegnung am Damm gerührt hätte. Frau Martha wußte nichts, oder vielmehr sie wußte nur, daß von der Stunde her, die sie getrennt und vereinigt auf den heißen Julisteinen saßen, ein Glanz und eine Milde kam, die ihnen den Tag und den Abend verschönte. Das genügte ihr, und das genügte ihm.

Nun war die goldene Frau, nach der er, ein unermüdlicher Schatzsucher, gegraben und gewühlt hatte, weit aus dem Hintergrunde ihres Tempels nach vorn getreten, aus Frau Marthas Augen sah sie ihn jetzt manchmal bezaubernd an. Und sie, Frau Martha, und das Mädchen mit der niederen Stirn, als die er sie sah, und die geheimnisvolle Frau, nach der er suchte, waren in einem Wunder in eines geschmolzen. Er begriff, daß er auch in dem Innsbrucker Mädchen nur nach der Urgestalt gesucht hatte, nach der Urgestalt, die in Scham und Dunkel zurückwich, wenn man sich ihr näherte und die sich näherte, wenn man selber in Demut verharrte.

Ein großer Rausch hatte ihn erfaßt. Alles war ihm tönend geworden. Er legte sein Ohr an den rauhen Stamm der Fichte, und er klang süß wie eine Flötenstimme. Er legte den Mund daran, und wie Pan blies er ein großes Lied, daß die Wipfel in der Melodie schwankten.

Dann kam der Tag der großen Sonne. Die Steine des Dammes waren heut heiß von einer Hitze, die nicht weh tat. Er setzte sich, funkelndes Licht fiel in großen, schweren Tropfen in den Lech, daß sich kleine Wellenkreise bildeten. Der

ferne Wald rauchte. Es war ein dünner Rauch, Schleier; artig, schwärzlich, aber darunter schimmerte es wie Gold, als ob über ein Goldbrokatgewand ein schwarzer Schleier gelegt worden wäre. Die Steine, auf denen er saß, waren noch weiß und heiß, aber sie begannen schon gelb zu werden, Gold zu werden. Er hob einen kleinen Stein, aber der war so schwer, daß er Gold sein mußte, kein Stein, kein gewöhnlicher Stein, Granit oder Kalk, wog so schwer. Langsam drehte er den Kopf und sah, daß sie schon dasaß. Sie lächelten sich an, ohne sich zu rühren. Nun wurden auch seine Füße schwer. Er schlug spielend mit den Absätzen gegen die Dammwand und es klang metallisch, wie Gold gegen Gold schlägt. O, du wunderbares Glockenspiel, dachte er, und mit den goldenen Schuhhämmern schlug er weiter, stark und schwach und stark und schwach, aber immer goldmetallisch klang es. Er sah hinüber, ob sie sein Glockenspiel hörte, aber sie saß unbeweglich und lächelte nur. Und zum Takt seiner schlagenden Füße schlug er nun Hand auf Hand, und der Ton klang goldmetallisch wie jener. Er sah seine Finger an, die waren wie aus Gold gedrechselt, fein, mit schönen Gelenken, und nun sang er auch noch, und er sah seine Worte goldschwer auf den Damm klingeln, wie Goldmünzen, und bald lag ein kleiner Berg solcher singenden Münzen neben ihm. Er hörte zu singen auf und sah auf den Fluß, auf den Lech, der träger zu fließen begann. Grad vor ihm, an immer der gleichen Stelle, erneuerte sich ein Wellenberg und ein Wellental. Er sah scharf hin, und war es nicht, als sei Berg und Tal jetzt festgefroren? Waren nicht alle Wellen gefroren, war nicht der Lech erstarrt in Gold [?] Er warf einen Stein ins Wasser, das nicht mehr Wasser war, aber der Stein versank nicht, klirrend schlug er auf Hartem auf, es klang, und er kollerte und glitt wie ein Stein auf Eis und blieb Gold auf Gold liegen. Er drehte sich zu der Frau. Sie hatte sich ganz zu ihm herübergewandt. Die tausend Halme der Wiesen waren Goldfäden, alles war Gold, nur der Himmel

noch blau. Da begann die Frau zu wachsen. Ihre Hüften schoben sich nach oben, die Beine wurden lang wie rundschaftige Bäume, die Kleider fielen von ihr, sie war nackt, und die Arme breitete sie langsam aus, die goldene Frau, die goldene Innsbruckerin, und die Hand streckte sie aus, die goldene, große Hand, er sah jede Kuppe jeden Fingernagels, und dann senkte sie die Hand, und dann hob sie die Hand, und dann trug sie auf der flachen Hand das Tal und die Berge und die Wiesen und den Lech und den Himmel. Alle waren zu Gold erstarrt. Alles wurde klein, sehr klein, die Berge hatten Käfergröße, und die Käfer waren noch winziger, aber er sah sie noch ganz deutlich. Und nun schob sie Tal und Damm, den Damm auf dem er kniete, dicht an ihre großen Augen heran. Die waren unbeweglich, ausdruckslos, sie sahen ihn an und sahen ihn nicht und waren aus Gold. Sein Blut gerann, er spürte, wie es sich verdickte und langsamer floß und dann zu Gold fror in der atemlosen Hitze. Und jedes Leben hatte aufgehört, jedes tierische Leben, die Welt war aus Gold getrieben, jede Einzelheit, jeder Halm, jede Blume aus Gold, unbeweglich, und lebte nur das stumme und dumpfe Leben des Steines. Und seine Gefühle waren nun auch aus Gold, ja, aus Gold, denn sie waren noch da und in einer eigentümlichen Weise noch lebendig. Aber der Schmerz tat nicht mehr weh, und die Freude tat nicht wohl, sondern tat weh und wohl in einem.

Und so verharnte er auf der Hand der goldenen Statue, die große, unbewegliche Augen auf ihn gerichtet hielt, und erlebte die Ewigkeit des Steines und des fließenden Wassers, und es gab keine Menschen mehr und nicht mehr ihn, Karl, und nicht mehr Frau Martha, und nicht mehr die Innsbruckerin. Um die Gruppe aus Gold, das Bildwerk aus Gold und Metall blinkte die gelbe Sonne, abgestorben und lebendig. Aber sie ließ die Hand sinken, er fiel tief, er fiel auf den Damm auf, kam auf die Knie zu liegen, auf den Knien rutschte er zu ihr, sie breitete ihm die Arme entge

gen, er legte den Kopf an ihre Brust, und als er in der Verwirrung seines Gefühls Frau Marthas Lippen küßte, stand er lachend auf und sagte: »Laß uns ins Dorf gehn!«

Der Himmel schien willens zu sein, nie mehr etwas von seiner Bläue herzugeben, die Tage liefen goldzitternd einander nach, die Bienen waren betrunken, wie taumelten sie! Er war auf die Veranda des Hauses gegangen, es war fünf Uhr des Nachmittags, und sah das Tal entlang und sah auf die Berghänge und die Talwiesen und den Schlängelweg hindurch. Und jetzt, da, in dieser Stunde, geschah ihm wieder Verzauberung. Es kam den Weg daher die Innsbruckerin, die Lippen geschwungen, er sah es genau, und sie lächelte und nickte ihm zu, und er wollte ihr auch zunicken, aber es ging nicht, sein Hals und sein Kinn tat nicht mit. Sie schritt näher heran, war weit weg, am Talende, aber doch nah, nicht größer als wie natürlich, obwohl sie doch, dort am Talende stehend, klein wie eine Nuß aussehen mußte, aber er sah sie, als stände sie armweit vor ihm. Sie nickte heftiger, ihre Lippen zuckten, sie sprach wohl auf ihn ein, er hörte nur nichts. Hinter ihr kam Frau Martha. Sie trat dicht hinter das Mädchen, sie war größer als das Mädchen und jetzt standen ihre beiden Gesichter übereinander, sahen ihn unverwandt an, Augenpaar über Augenpaar. Und beide schienen nun mit ihm zu reden, und ihre Augen wurden verlangend, öffneten sich, saugten, es strudelte vor ihnen die heiße Luft, es wirbelte bis zu ihm heran, es war wie ein Trichter. Dann drangen die zwei Gestalten ineinander ein, wurden eins, es war ein Kopf nur mehr, nur noch zwei Augen, und die sahen ihn an und waren willig und ergeben und demütig und lockten. Und die Doppelgestalt, das eine, einzige Wesen, dort am Talende, streckte die Hand zu ihm auf der Veranda, bittend, er wollte seine Hand entgegenstrecken, aber die lag auf dem Verandabalken und hob sich nicht und hob sich nicht. Und er merkte, daß er sie nicht heben wollte, und er hörte sein Herz klopfen und spürte schon Zuneigung zu dem Doppelwesen,

aber da standen die Berge und glänzten, da war der Himmel, blaukrachend, und die Wälder, die Wälder, die Bäume und die Waldtiere, und es riß seine Arme auseinander, und seine Hände reichten bis weit links und rechts zu den Bergflanken und spürten das Fleisch der Bergflanken, das weiße Moos. Das Doppelwesen lächelte noch immer, ein wenig traurig jetzt, und er lächelte zurück und preßte die Lippen fest aufeinander, daß ihm nicht ein Lachen daraus würde, denn kränken wollte er das Doppelwesen nicht. Das fing zu wanken an, das Doppelwesen, nur der Kopf war noch unbeweglich. Dann war der Körper weg, nur der riesige goldne Kopf schwebte über dem Talende, wurde größer, noch größer, und dann wurde er einäugig, der Kopf und die Sonne war das Auge, und die Wälder waren die Brauen, und der Schlägelweg war eine geschwungene Lippenlinie, und die Lippen bebten ihm zu, und jetzt konnte er die Hand vom Verandabalken heben und nach dem Talende ausstrecken. Die Luft zitterte heißer, er rannte über die braune Treppe ins Freie, den Weg entlang, geradeaus und vorwärts stürzte er, die Brust heiß vor Glück, das Herz an den heißen Brustkasten wie die betrunkenen Bienen pochend, die ringsum brummten. Er lief, er mußte laufen, Laufen war Glück! Dann stürzte er schreiend ins Gras.

Im Herbst dann fuhren Karl und Martha in die Stadt zurück, und als der Winter kam, sahen sie sich schon sehr selten, und eines Tages, im Frühling, war es ganz zu Ende.

An den Damm schlägt immer noch der Lech. Und das unruhige Herz schlägt immer noch in Karls Brust, aber nach Innsbruck fuhr er nie, etwas zu suchen. Er wußte, es war dort nichts zu finden, dort nicht und nirgends, nichts und nirgends für ihn.







## Inhalt

Spurensuche 3

### *Gedichte*

*Im Lechtal* 19

*Die Ehebrecherin* 20

*Der Minnesänger* 22

### *Prosa*

*Der Berg Thaneller* 23

*Regen* 28

*Das Erbbegräbnis am Lech* 30

*Der Rabe von Elbigenalp* 33

*Das Märchen von der goldenen Frau im Lechtal* 36

Erste Manuskriptseite des Romans:

»Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß.« 50  
(Monacensia)

© Ingeborg Schuldt-Britting, Höhenmoos  
Auflage: 30 Exemplare  
Druck, Satz, Layout und Fotos: Hans-Joachim Schuldt

Nachdruck [kleine Veränderungen im Satz] 2012  
© Georg-Britting-Stiftung